



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kröger, Timm: Hein Wieck : eine Stall- und Scheunengeschichte :
(Fortsetzung). 12

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

blaffen, der alte Geselle selbst schaut neidisch nach Osten hinüber. Da beginnt mit einemmale die höchste Bergeskuppe der Herzegowina zu glänzen. Der Schatten ist ganz undeutlich. Setzt ein anderer Schatten, weit länger, gespenstischer, nach der österreichischen Grenze vor uns herüberfallend, es ist die Sonne: *Le roi est mort, vive le roi!*

Wir ritten zu einem auf einem Hügel gelegnen Wachthaus hinauf und zeigten unsre Pässe:

Sie sprechen doch Deutsch?

Ein wenig! Wie Musik erklang die gebrochne Antwort des Polen.

Wo ist der wachthabende Offizier?

Wir find nur ein vorgeschobner Posten von drei Mann. Sie müssen eine Stunde weiter zur Gendarmeriekaserne reiten!

In liebenswürdigster Weise nahm man uns in der Kaserne auf, und bei frisch gemachtem Kaffee mit „Obers“ kamen wir bald mit dem Kommandanten ins Gespräch. Er beklagte sich bitter über die Einsamkeit eines Postens, wie der an den Dugapässen, durch die alle zwei Monate ein Mensch käme: den Montenegrinern, die die Grenze oft durch Viehsmuggel und Holzdiebstahl beunruhigten, sei jeder Übertritt ohne einen mit dem Bisum des österreichischen Gesandten in Cetinje versehenen Paß verboten, doch erlaubte er uns gern, unsre Führer bis zur nächsten Stadt mitzunehmen, unter der Bedingung, daß sie ihre Waffen bei ihm ließen. Er begleitete uns noch ein Stückchen über das erstarrte Felsenmeer, das sich von der Grenze bis Gakfo, ohne von einem Wege durchbahnt zu sein, ausdehnt:

Nun adieu, meine Herren! Und grüßen Sie mir die Zivilisation!

Adieu, Herr Oberleutnant! Adieu, Tschernagora!

W. L.



Hein Wieck

Eine Stall- und Scheunengeschichte von Timm Kröger

(Fortsetzung)

12



ir finden den künftigen Zimmermann bei Namlosbeck auf dem Stamm der krummen Eiche.

Der Abschied war überstanden — der Abschied vom Ellernbusch und vom Holm, von den vernünftigen und den unvernünftigen Geschöpfen, von den Weibern, die er geküßt hatte, und von Tine, Grete und Tante Lene, die er nicht geküßt hatte. Im Ellernbusch, wo Schlachtfest gewesen war, war das rote Tuch mit einer Grüß-

Grenzboten II 1899

83

wurft, im Holm mit guten Lehren bepackt worden. — Dmmer's Heu von innern pläden, ni von haben affmieten — hatte Harm, übrigens gnädig und aufgeräumt, gepredigt, um einzuschärfen, man müsse sich das Leben nicht zu leicht machen, das Recht zum Dasein vielmehr Tag für Tag erarbeiten. Grete hatte unserm Hein ein Schinkenbutterbrot und die Warnung, niemals den breiten Weg des Lasters zu wählen, mitgegeben. Antje hatte die Töchter des Meisters grüßen lassen und Hein eingeladen, nicht am Holm vorbeizugehn, wenn er im Ellernbusch besuche; Tine war ganz überzeugt gewesen, daß „feine Leute“ beim Abschied mit Tüchern winken, und ihr Rattenschürzchen hatte schon bei der Heckpforte im Winde geflattert, bevor Hein noch aus der Hausthür getreten war. Reimer war nicht zu sehen gewesen und nicht vermißt worden. Nach Riefe rief man durchs ganze Haus, ohne ihre Abwesenheit erklären zu können. Und gerade sie war bei Hein nach und nach zur Hauptperson geworden. Wie viel hätte er darum gegeben, sich in ihren freundlichen Augen noch einmal verlieren zu dürfen! — Wie hatte er ihr Verschwinden zu deuten?

Als Hein auf der krummen Eiche saß, überlegte er, ob er die Grützwurst oder das Schinkenbutterbrot in Angriff nehmen solle. Er entschied sich für die Wurst, die er mit unverkennbarer Übung handhabte. Was seinem Gaumen behagte, regte die Seele zu Betrachtungen an, und die leere Hülse gab ihm Gelegenheit, sich in Pessimismus zu versuchen. — So voll und rund, räsonnierte er, wie sich diese Wursthaut noch vor einigen Minuten darstellte, so sehr war ich selbst noch vor wenigen Monaten von stolzen Hoffnungen erfüllt. Was alles wollte ich vollbringen, als ich in der Ruhkammer das Rauchen lernte. — Er wollte das Bild weiter verfolgen, aber da gefiel ihm der Ausgangspunkt nicht mehr. Das Gefühl des Ekels überkam ihn, und angewidert warf er das Ding in den Bach ohne Namen. Er gedachte seines guten Traumgesichts, fröhlich hatte er heute früh die Sonne begrüßt, fröhlich wollte er den Tag beschließen, und in der That wurde er gutes Muts.

Er begann sich als Zimmermann zu fühlen und maß mit den Augen die Baumriesen im Walde, die er in Gedanken zu fällen und zu verarbeiten begann, und nach einigem Widerstreben glitten seine begehrtlichen Augen sogar über den Bogen der krummen Eiche. — Gorg Wünz hat ganz recht, murmelte er, die paßt vorzüglich für Wasserräder. Einmal muß ja doch ein Ende gemacht werden, und wohl dem Mühlenbauer, dem sie dereinst in die Hände fällt.

Dann stieg er über den Steinsteig.

Unter den Baumkronen aber wurde der Zimmermann wieder stumm. Aus allen Wipfeln rauschte die Lehre der Freiheit, der Unabhängigkeit, der zwecklosen Freude, die die einsame Waldnatur beglückt, und seine Seele sog diese Lehren begierig ein.

Die Seele eines Stalljungen? — höhnt ihr. Gemach, Hochmütige, gemacht, ihr redet, wie ihr's versteht. Dieses Stalljungen Seele hatten niemals eigne nützige Gedanken besetzt, in ihr war kein Schlackenherd unreiner Tageswünsche. In seiner blauen Leinenjacke lebte eine Welt, anders, aber nicht enger als die, die euer Bratenrock umspannt. Auch in seiner Welt leuchtete die Sonne vom Aufgang bis zum Niedergang, und die allerheimlichsten Wünsche ihres Herrn blinkten in stillen Nächten, ewigen Sternen gleich, aus unergründlichen Tiefen.

Hatte im Namlosbeck der Lärm der Singvögel seine Gedanken noch mit dem Leben und mit den Anforderungen des Lebens verknüpft, so warf ihn jetzt erhabne Stille auf die großen Linien seines eigensten Wesens zurück.

In vollem, behaglichem Sinnen schlenderte er durch den Wald, meistens auf

dem Fahrdramm, zuweilen aber auch Nichtwegen folgend, die sich in die tiefste Einsamkeit verloren. Nur ein Rundiger durfte diesen Jägersteigen trauen. Und er war ein Rundiger, ein Kind des Waldes. Erst, wenn ihn das Gebüsch von allen Seiten deckte, fühlte er sich im Besitze seiner selbst. So stolz und einsam hatte ihn diese Stunde gemacht.

Wo der schattige Grund mit friedevollen Anemonen bedeckt war, wo die weißen Sternblumen am Grabenrand blühten, verspürte er eine ihm sonst nicht eigentümliche Lust, alle zu pflücken, sie mitzunehmen in die Zukunft, die so unbekannt und dämmernd vor ihm lag, als Symbole dafür, daß der heimische Wald ihn froh und glücklich gesehen habe. Er sammelte und sammelte. Schon hatte er die Hände voll, und immer neue Zeugen seines Glücks leuchteten auf. Das geduldige, rote Tuch mußte wieder dran, bis ihm der Greuel der Verwüstung, womit er die Natur betrübte, weh that, und er reuevoll zurückgab, was er genommen hatte. Nur so viel der Sturmriemen seiner Mütze zu halten vermochte, wollte er nicht entbehren. Die Geschichten seiner Großmutter von dem Schneiderlein, das in die Welt zieht und eine Königs-tochter freit, kamen ihm in den Sinn. Für die Königs-tochter, falls sie ihm begegnen sollte, mußte er doch einen Blumenstrauß zur Hand haben.

Die Pforte bei Namlosbeck hatte eine Schwesterpforte, und die war am andern Waldende dort, wo sich der Walddamm mit der Landstraße vereinigt, die das Gehege im weiten Umweg umging. Man sah die Gebäude der einen halben Büchsen-schuß zurücktretenden Försterei, losgelöst von der zusammenhängenden Masse der Bäume; die berühmte Baumschule aber lag noch innerhalb der Waldeinfriedigung, und von dieser Anlage war allerlei Märchenhaftes bekannt. Dort ist ein künstlicher Weiher, in dessen Wasser sich ringsum traumverloren graue gramvolle Weiden spiegeln, auf der abgesägten Spitze einer Buche ist eine förmliche Laube hergezimmert mit richtigem Bretterboden und gehörigen Holzbänken. Wenn es auch nicht erlaubt ist, so wird die Anlage doch viel von Neugierigen besucht, ohne daß ihnen etwas geschehen ist.

In dieser Laube saß Hein Wied eine ganze Weile. Durch den sauber im Laube ausgeschnittenen Eingangsbogen erblickte er das Ziel seiner Reise, das Kirch-dorf, das auf den Kamm eines weit durch das Gelände dahin laufenden Wellen-bergs hingewürfelt ist. In der Mitte der altertümliche Turm, ein eigensinniges Mauerviereck, das keine Neigung zur Verjüngung zeigt, mit einer Spitze, deren Pagodenform einem Notdach ähnlich sieht. Und rechts wie links, von den Abhängen herabgleitend, das Gemenge der Häuser, die dunkeln Farben der Strohdächer, die sich wenig von der mütterlichen Erde abheben, Ziegelbauten hellrot, dunkelrot, rot in allen Abstufungen, ein überaus farbenfrohes Bild. Zwei Windmühlen, die dem Turm an Höhe nichts vorausgönnten, reckten ihre Kiesenarme, als schämten sie sich der langen schlaffen Winterruhe, und winkten dem jungen Zimmerer in der Buchen-laube zu: Komm Hein, o komm, hier ist gut sein, hier baut sich gut Hütten.

Gehörte das, und der Weg, der hartnäckig über alle Unebenheiten des Bodens auf die Mühlen zustrebende nicht zu seinem Traumgesicht?

Das Bild war ihm nicht neu, aber es erschien ihm neu.

Ist mir nicht, als ob ich heute, gestern schon einmal gesehen, just so gesehen habe?

Er stieg die alte, gewundene Holztreppe, die auf den Erdboden führte, hinab. Etwas Frohmütiges, etwas Tröstendes klang in dem alten Holze nach. Seine Gedanken vermochten sich nicht aus den traumhaften Erinnerungen zu lösen und

wollten es auch nicht. In dieser Stimmung stand er vor der grünen Pforte, so schaute er auf die Landstraße, die ihn führen sollte und in der Verlängerung des Waldwegs lag. Hein Wied dachte an sein Glück, das so verheißungsvoll in seiner Brust lag, und nahm entschlossen den Steg.

Hi—a—a—a!

Ein kräftiges Wiehern schreckte ihn auf, ein liebevolles, vorwurfsvolles. Es war das Wiehern, womit die Mutterstute ihr Fohlen ruft, ein echtes Wiehern der Liebe und Freude, das die Flanken des Tieres erbeben macht, wo dem ersten Ausbruch zwei kleinere Stöße folgen, wie ein aus dem Gleichgewicht gebrachtes Pendel wohl einigemal über den Ruhepunkt hinüberschwingt.

Hein Wied sah überrascht auf.

Hi—a—a—a!

Nun wird's gut, nun wird's Tag, dachte Hein, das ist ja die Stimme der alten Bisch, und richtig, da steht sie, dicht an den Knick gedrückt.

Hein hing an dem Halse der Treuen.

Tausend nochmal, Bisch, du hier? Wo und wie in aller Welt? Ordentlich gezäumt und mit der alten Weihnachtswolldecke und mit Steigbügeln.

Klug und geschickt bist du, das sagt jeder, aber daß du das allein fertig gebracht hast, machst du mir nicht weiß.

Die alte Bisch verzehrte ruhig einen frischen Birkenzweig, den sie vom Knick pflückte, und sah stolz und liebevoll auf ihren Freund.

Plötzlich, denkt euch sein süßes Erschrecken, hielt ihm jemand hinterrücks beide Augen mit warmen, weichen Händen zu. Ein silberhelles Lachen.

Kate, wer ist das?

O diese Stimme! dieses Lachen!

Nieke, liebe Nieke!

Ja, mein Hein, ich bin es — ich konnte dich nicht lassen.

Ho ho, sagte Bisch.

Aber die beiden jungen Menschenkinder kümmerten sich nicht um Bisch, sie lagen sich in den Armen und küßten sich. Das war es also, ja so ungefähr hatte ers schon heute nacht im Zukunftsspiegel gesehen. Hein hatte im Küssen einige Übung, aber so wars ihm doch noch niemals in die Seele gegangen. So ein süßes, liebes, geliebtes Ding im Arm zu haben und nach Herzenslust zu küssen. Und wenn er sie geküßt hatte, hielt er sie mit beiden Armen von sich, sah in ihr Gesicht, in ihre Augen, warf sie wieder an seine Brust und küßte sie wieder auf Augen und Stirn, auf die Backen, auf den Mund.

Hi hi, sagte Bisch.

Ich bin gleich (wo Decke und Zaum war, wußte ich doch) — ich bin gleich, wie du den Pferden „Abjüs“ gesagt hattest —

Süße, liebe Nieke, unterbrach sie Heins küßender Mund.

Bin gleich weggeritten, fuhr Nieke, sobald es anging, fort, dich hier aufzulauern. Du hast uns aber lange warten lassen.

Hast du mich denn so lieb, kleine Nieke?

Ueber alles, du Lieber, du Guter.

Und was werden Vater und Mutter sagen?

Nieke war mutig. Vorläufig werde sie es auf ein Gewitter ankommen lassen. Das habe gar nichts zu sagen, wenn Hein sie nur wolle, wenn Hein ihr nur seine Liebe bewahren wolle.

Ob ich will, liebe Nieke, tapfre Nieke. Hein hob das buchstäblich am Wegrande gefundene Glück auf die geduldige Bisch und saß selbst hinten auf. So wollten

sie eine Strecke zusammen reiten, dann solle die Kiefe allein mit der Lisch zurückkehren. Vielleicht habe man ihre Abwesenheit nicht einmal bemerkt — aber gleichviel, wie es komme: das heutige Glück wollten sie sich nicht trüben lassen.

So ritten sie langsam hinauf, den Mühlen entgegen. Die Mühlen waren außer sich. Sie konnten den Augenblick nicht erwarten, so was Komisches in der Nähe zu sehen, und warfen ihre Arme in drolliger Ungeduld durch die Luft. Sie hielten den Hein für den Schneidersmann, der eine Königstochter gewonnen hat, und diese Annahme war in der That zutreffend. Hein hielt sich selbst für nichts geringeres, und was er so köstlich mit seinen Armen umschloß, wollte er für keine Prinzessin dahingeben.

Eine wunderliche Fracht trug die alte Lisch. Die wenigen Leute, die ihr begegneten, sahen ihr und dem Paar auf ihrem Rücken mit Erstaunen nach. Aber wenn sie mit Hein und Kiefe allein war, wenn die Gelegenheit zwischen hohen Knickbüschen paßte, stand sie still und wieherte: Ho! ho! womit sie sagen wollte: Hier könnten wir mal wieder kosen. Und wo ein ganz einsames, stilles von Dornen und Büschen eingefasstes Redder, dessen Windungen so viel verbergen, in die Straße einmündete, da glaubte sie einen leisen Ruck im Baum zu verspüren, der ihr befahl, einzubiegen. Und die alte brave Lisch gehorchte mit ihrem ruhigen unbeirrten Schritt und stapfte in die köstliche Einsamkeit so weit hinein, wie nötig war, um mit allem, was sie trug, zwischen den Knickhagen zu verschwinden. Dann stand sie still, gleichmütig, verschwiegen, als sei es das allergewöhnlichste Ding, was sich auf ihrem Rücken ereignete, saftige Weidenzweige verzehrend, die sie vom Knick riß. Es bedurfte nicht einmal des leisen Erbebens ihrer Flanken: kein ho! ho! störte die Stille, die die Gruppe umfing. So dumm waren doch auch Hein und Kiefe nicht, daß sie nicht auch so gewußt hätten, wozu verlorne, weltabgeschiedne Redder eigentlich da sind.

* * *

Ein Viertelftündchen von dem Weichbild des Kirchdorfs fällt ein grünes Wäldchen von den Abhängen des Höhenrückens, das in seinem Grün die Schießstände der Schützengilde und ein reinliches Gasthaus, das mit blanken Fenstern auf die Straße leuchtet, den Krug zum guten Schützen, verbirgt.

Hier wartete ich auf Hein. War ich auch Bürger des Kirchdorfs geworden, bevor Hein zum Ruhjungen aufrückte, so wußte ich doch um seine Geheimnisse, denn dreimal war ich in der Heimat gewesen und hatte von Hein Bekenntnisse entgegengenommen, dreimal hatte er die Kirche besucht und mir sein Herz erschlossen, und in den Zeiten höchster seelischer Erregung hatte ich durch den Brotträger Briefe erhalten, die auf der Futterdiele entstanden waren.

Der Schützenwald hat Stellen von reizender Verschwiegenheit. An einem solchen Plätzchen vollzog sich die Trennung von Hein und Kiefe in einer Szene, der ich mich durch den Rückzug in noch intimere Idyllen entzog. Daß ich meine erste Flamme auf solchen Pfaden finden mußte, war für mich eine harte Prüfung, aber ich bestand sie wie ein Mann, wobei der Trost und die Zuversicht, eine weibliche Seele von ähnlichen Gefühlen zu besitzen, mich in meiner Prüfung nicht unwesentlich stärkte.

* * *

Damals waren wir halbe Kinder. Wir sind inzwischen groß geworden, und die Welt ist ihren Gang gegangen.

So machte es auch die Natur in unserm Dorf. Im Winter gab es Regen, Frost und Schnee, im Sommer Regen und Sonnenschein, im Frühling Wärme und Kälte, und im Spätherbst Stürme.

Sie kommen, wie immer, von Westen — daher, wo das schwarze, unwirtliche Moor brütet. Sie fahren mit groben Jorndreden drein und dulden keine Widerrede. Nur wo sich der von den Wänden zurückgestoßne Wind in den Ertern fängt, beweinen sie in weichen Klageliedern ihr eignes ungestümes Temperament.

Durch die rasselnden Schilfstauden der Bruchwiesen, über die kahlen Ackerfelder geht ihr Brauseschritt. Aus den Wischhöfen brechen sie hervor und überfallen die Gefittung der Gärten und Häuser. Am die Hofstellen beginnt ein mächtiges Rauschen und Wehen, aber der Wald, der alte, gefestete, der sich all der Stämme getröstet, die seine weite Fläche bedecken, nimmt sie gelassen auf seinen breiten Rücken. Der Ellernbusch liegt geschützt. Er duckt sich hinter sein Baumgestrüpp und läßt die Winde tosen. Der Schlehenstrauch ist vollends verholzt; es muß schon mächtig daher wuchten, was sein verstaubtes Haupt in Bewegung bringt. Der alte Hebebaum am Sodbrunnen verstockt und erstarrt je länger je mehr in dem Gefühl unantastbarer Überlegenheit. Mit unbeschreiblicher Verachtung blickt er auf die haltlosen Pappeln, die sich hinter dem Viehhaus vom Holm mit allen Kennzeichen der Zerknirschung vor dem scheltenden Winde beugen. Für sie mag sich die Haltung der Demut schicken, ihm aber, dem stets Unveränderlichen, vermag selbst die windigste Weide keine Verbeugung vor dem Sturm nachzusagen, ihm hat noch kein Windstoß je eine Krampe gelockert.

So ein hölzerner Geselle kümmert sich nicht um Winde und kehrt sich nicht an die Menschen. Wenn die Stange ihn herabzieht, so bewegt er sich seines Grachtens nur deshalb in jener Richtung, weil es ihm so paßt. Noch niemals ist es ihm in den Sinn gekommen, daß auch das als Verbeugung aufgefaßt werden könne, und daß er im Grunde nur fremden Zwecken diene. So hat er denn auch nicht bemerkt, daß der alte Jasper tot ist, daß Tante Lene den Ellernbusch verlassen hat, und daß es eigentlich eine ganz neue, fremde Sippe ist, die seine Dienste in Anspruch nimmt. Er weiß, mit einem Wort, nichts davon, daß der Ellernbusch verkauft ist, und daß sein Besitzer nicht mehr einer vom Stamme Wied ist.

Aber das Dorf hat davon Notiz genommen und den Vormündern unsers Hein und dem Vormundschaftsgericht seine Kritik nicht erspart, weil man unsern jungen, damals noch unmündigen Freund nicht das Eigentum der väterlichen Scholle erhielt. Als aber Hein, gleich nach seiner Mündigkeit, die kleine Erbschaft bei der Sparkasse hob, „um sich in seinem Fach weiter auszubilden,“ da einigte man sich dahin, daß das Gericht doch wohlgethan habe, daß Hein nichts besseres verdiene, als ein heimatloser Städtischer zu werden, und daß die Zahl der Dorfkinder, die verloren gingen, sich anscheinend um eines vermehre.

Das sind unnütze Dinge. So sagte man in der Sparkassenverwaltung. — Er wirds bereuen, wiederholten die Weiber in ihren Kaffeegesellschaften.

Als ich aber das letztemal vor mehreren Jahren meine Heimat besuchte, da war die Stimmung umgeschlagen, und Hein hatte schon eine Majorität für sich. Denn seine Ausbildung, die er sich auf der Bauerschule, und durch ein unermüdeliches Arbeiten an sich selbst erworben, hatten Früchte getragen, die seinen Dorfsgeossen in die Augen stachen. Er bekleidete schon jahrelang in einer größern Stadt technische Stellen, womit märchenhafte Einnahmen verbunden waren, und seine Persönlichkeit gewann Jung und Alt. Man rühmte seine geschäftliche Umsicht und Einfachheit. Wer hätte gedacht, daß so ein fixer Kerl in dem Hein stecke? Mit seinem

träumerischen Wesen und mit den scheinbaren Gegensätzen dazu, den tollen Hansbuntenstreichen war er ihnen immer ein Rätsel gewesen, aber die Lösung befriedigte alle. Der wird seinen Weg machen, hieß es. — Und wie fein und hübsch er aussieht. Der kann überall als Freier anklopfen.

Zwischen dem Sohne vom Ellernbusch und dem Holm gestalteten sich freundschaftliche und herzliche Beziehungen; da konnte es nicht fehlen, daß man von einer Verlobung mit der Niese munkelte — ein Gerücht, das um so mehr Glauben fand, als Niese vom Hause kam, um im städtischen Haushalt „Unterschied und Kochen zu lernen.“ Bei ihrer natürlichen Anmut hatte sie es den Stadtfrauen bald abgesehen, wie man sich hat, und wie man sich giebt, und war doch die alte, liebe Niese Mühl geblieben.

Wenn die alte Bish, wenn meine Benigkeit, wenn der alte Brotträger, der früher die Post besorgte, wenn der schmucke Landbriefträger, der jetzt die Dienste des Merkurs leistete, wenn wir alle samt und sonders nicht in Verschwiegenheit so überaus verhärtete Gesellen gewesen wären, so würde man wohl noch weniger daran gezweifelt haben.

Allerdings hat man als rückwärts gewandter Seher gut prophezeien. Ich selbst hätte außer dem schon von mir Mitgeteilten wenig zur Unterstützung des Gerüchts beitragen können. Hein und ich hatten uns viele Jahre lang verloren, und, während ich gleich nach dem Einzug des jungen Zimmermanns in eine Gymnasialstadt kam, fand Hein andre Gefäße für seine Herzensergießungen. So hörte auch der Briefwechsel bald auf, und das nächste Duzend Jahre brachte uns vollends aus einander. Hein blieb zwar ein hervorragender Teil meiner Erinnerung, aber er figurierte doch nur als solche, und lediglich als Inventarstück meiner liebsten Gedanken nahm ich ihn mit, als mich Geschick und Justizverwaltung nach dem Ofen unsers Vaterlands verschlugen.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zielbewußt. Die Dreyfusards am Ziele! Wer hätte das vorm Jahre für möglich gehalten! Und doch geht alles dabei ganz mit natürlichen Dingen zu. Man darf sich nur überlegen, daß zur Zielbewußtheit, die diesen Namen verdient, nicht bloß ein Ziel gehört, sondern ein erreichbares Ziel, die Kenntnis der erforderlichen Mittel und der Besitz dieser Mittel. Über diese drei Dinge haben nun die Revisionisten verfügt. Die Revision eines Prozesses zu erzwingen, wenn sie nicht allein die Autorität hoher Gerichtshöfe, sondern sogar die der Armeeführung und das Interesse mächtiger Parteien gefährdet, mag ein schwer erreichbares Ziel sein, ein unerreichbares ist es nicht; weiß man, daß bei der Verurteilung grobe Verstöße gegen die Prozeßordnung begangen worden sind, so braucht man bloß die Beweismittel herbeizuschaffen, und hierfür haben im vorliegenden Falle die international organisierten Glaubensgenossen des verurteilten Kapitäns das Geld und die „Intellektuellen,“ die eine klerikale Reaktion fürchten, die Intelligenz geliefert.